

Arnold Schönberg im Kammermusik-Verein.

„Lieder des Pierrot Lunaire.“

Gestern hat Herr Arnold Schönberg, der vielumstrittene Neuerer, seine Lehren auch hier verfochten. Ob mit Erfolg oder nicht, ist schwer zu sagen, wenn man bedenkt, daß auf einer Seite begeistertes Beifall ertönte, während auf der anderen Zischen und Pfeifen, im Kammermusik-Verein bisher unbekannt gewesene Ausdrucksmittel, in Erscheinung traten. Aufgeführt wurden die „Lieder des Pierrot Lunaire“ — offenbar Visionen eines Mondsüchtigen. Ich für meinen Teil gestehe offen, daß ich mich weder der Dichtung, noch auch dem Geräusch, das die verworrenen Worte umgab, gewachsen gefühlt habe. Ich starre nur verwundert in das vor mir liegende Textbuch und buchstabierte die Aufschriften. „Eine blasse Wäscherin“, „Der kranke Mond“, „Gebet an Pierrot“, „Rote Messe“, „Galgenlied“, „Enthauptung“, „Der Mondfleck“ und dergleichen und labte mein Ohr an den neu geprägten Begriffen eines „Koparztes der Seele“, eines „Schneemannes der Lyrik“, einer „Durchlaucht vom Monde.“ „Die wahnsinnige Muster“ und „Der blutige Pantoffel auf der Kirchhofmauer“ waren dabei nicht vertreten.

Es gereicht mir übrigens zum Troste, daß ich nicht der einzige reine Tor unter den Anwesenden war, denn Niemand vermochte mich eines Besseren zu belehren. Doch dies will nicht viel sagen. Vielleicht wird meine Zeit noch kommen. Von Siegfried wissen wir, daß man auch dazu gelangen könne, die Sprache der Vögel zu verstehen — warum nicht auch deutlich gedruckte menschliche Worte? Das hierzu gehörige Drachenblut wird sich vielleicht mit der Zeit auch noch finden. In der Sache selbst ist wenig zu bemerken. Es handelt sich um ein neues Problem: Sprache und Musik in einen Ton verschmelzen zu lassen. Kein glücklicher Gedanke, wie mich dünkt. Die Sprache kommt um ihren natürlichen Reiz und die Musik um ihre natürliche Sprache. So wie man es gestern hörte, wird auf der ganzen Welt weder gesprochen noch gesungen; man kann zwei Elemente nicht verbinden, die einander gegen'einig ausschließen. Der Zwang, es dennoch zu bewerkstelligen, führt zu prosodischen und rhythmischen Unmöglichkeiten, die zum Teile abstoßend, zum Teile lächerlich wirken. Und die Musik? Ich habe keine gehört. Nennen wir das, was hier geboten wurde: freie Tonsprache — oder irgendwie ähnlich. Vielleicht hat auch diese Kunst ihre Zukunft — wozu aber diese mit dem Beariffe der Musik koordinieren? In manchen andern Werken Schönberg's könnte man doch eine gewisse fesselnde Stimmung wahrnehmen. Hier gab es auch diese nicht. Man hatte nur einen Wunsch: schwerhörig zu werden. Ich habe so etwas an instrumentalen Leerheiten und Kakophonieen noch nie gehört. Nicht zu beneiden waren die tapferen Mitwirkenden, die ihre bessere Ueberzeugung um der Kuriosität willen verleugnen mußten. Die Sprecherin Albertine Jehme in erster Reihe, die sich immerwährend in einem tiels larmoyanten, teils verschluckten Sprechtonen ergehen mußte. Den begleitenden Instrumentalisten wün'che ich, daß sie ihre Instrumente wohlbehalten nach Hause gebracht haben. Gefallen hat nichts, obwohl gruppenweise starker Beifall erscholl. Kaiser Titus hätte gesagt: „Amici, diem perdidit.“ Ich stimme damit überein, selbst auf die Gefahr hin, von der Geschichte dereinst als ein tauber Kritiker gerichtet zu werden.

Dr. v. B.

Uraufführung von Arnolds Schönberg Gurre-Liedern.

Wien, 24. Februar. (Priv.) Die Uraufführung von Arnold Schönbergs „Gurre-Liedern“ hat dem viel umstrittenen Wiener Modernismus im nicht gefüllten großen Musikvereinsaal ein

wahren Triumph gebracht. Als wollte man ihn für so manche Unbill früherer Jahre entschädigen, wo Aufführungen Schönbergischer Werke in Wien nie ohne Skandal vor sich zu gehen pflegten. Man jauchzte ihm zu und das Tragikomische bei diesem Erfolge war, daß Schönberg selbst nur eine halbe Freude daran hatte, weil er sich über diese vor zehn Jahren geschaffene Komposition hinaus fühlt. Auch wer nicht geneigt ist, in das Korbanengeöse der unentwegten Schönbergianer einzustimmen, wird willig anerkennen müssen, daß das Werk große Schönheiten enthält, edle Melodik und charakteristische Farbe. Gewiß ist der Komponist nicht eben ein reicher Geist, keine komplexe Natur; zumal seine melodische Themenbildung, die an Wagner und Puccini anknüpft, bildet nicht seine Stärke. Aber er ist doch eine Individualität. Er hört mit eigenen Ohren in die Welt des Klanges, der Harmonie und Polyphonie herein. Er ist echt im Ausdruck und kein bloßer Instrumentalmusiker. Seine gelegentlichen Scheußlichkeiten sind ehrlich, sind nicht aus dem Wunsch nach Sensation, sondern mit unerbittlicher Dialektik aus dem Gange der musikalischen Entwicklung geboren. Die Wiedergabe erfordert ungeheuerere Klangmittel, einen Riesenchor, einen Riesenorchester und Solisten von seltener Musikalität. Die waren gegeben. Die Damen Winterhild-Dorda (Hamburg), Freund (Berlin), die Herren Machod und Boruttan (Wien) lösten unter Schreders hingebender Leitung ihre Aufgabe in brillanter Weise. Der Erfolg dieser Riesen-Kantate war, wie bemerkt, ein durchschlagender.

R. B.